

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

Nr. 30.

Erster Jahrgang.

25. Juli 1857.

### B e l a.

Eine Erzählung vom Kaukasus,  
nach Lermontoff von L. S.

Am einem Nachmittage saß der Kommandant eines russischen Forts und sein Gast, ein junger Schriftsteller, der den Kaukasus bereiste, am Tische und schlürften zu einer Pfeife Tabak den heißen Mokka. Es war ein alter rauher Kriegsheld, der Kommandant, ohne höhere Bildung, aber mit einem vortrefflichen Herzen. Den Gast hatte eben nur der Zufall in die Festung geworfen und wie es in jenen abgelegenen Ländern geht, bald war ein recht herzliches Freundschaftsbündniß geschlossen, von Seite des Kommandanten nicht ohne einige egoistische Beimischungen — er wollte den Gast so lange als möglich bei sich behalten, denn der Aufenthalt am Kaukasus ist ziemlich einsam und eintönig.

Das Fort lag in dem lieblichen Thale, wo der Terek seine Wasser rauschen läßt und wo sich die schon seit undenklichen Zeiten bestehende oder von den Russen verbesserte Straße hinzieht, welche nach den transkaukasischen Ländern führt und gemeinlich die „Militärstraße“ heißt. Man genoß von den Wällen und namentlich aus den Fenstern des Zimmers, wo der Kapitän und sein Gast den Kaffee einnahmen, eine herrliche Aussicht in das Thal und nach der gegenüber sich ausdehnenden Gebirgskette, deren schneebedeckte Spitzen wie flüssiges Silber in der Nachmittagssonne bligten. Die beiden Freunde unterhielten sich über das seltsame Land, seine Einrichtung, Lage und über den kriegerischen Geist, der seine Bewohner besaß und der die Russen schon so viele, große Opfer zu bringen genöthigt hatte, bis der Gast den Kommandanten an das Versprechen erinnerte, das er ihm gestern gegeben und das die Erzählung eines Ereignisses betraf, welches sich vor einigen Jahren unter den Augen des alten Soldaten begeben hatte.

Der Kapitän räusperte sich, rückte seinen Stuhl, nahm eine Miene an, die von dem Zuhörer für die Gunst der Mittheilung eine ernste Aufmerksamkeit zu fordern schien, und begann:

„Seht, ich wurde mit meiner Kompagnie in das Fort jenseits des Terek einquartiert — das war vor ungefähr fünf Jahren. An einem Herbsttage traf ein Detachement

mit Provision ein, von einem Offizier begleitet, einem jungen Manne von ungefähr fünf und zwanzig Jahren, welcher berichtete, daß er beordert sei, bei mir in dem Fort zu bleiben. An seinem Aeußern, sowie an der Frische seiner ganzen Erscheinung konnte ich sehen, daß er noch nicht lange im Kaukasus war; so nahm ich seine Hand und sagte ihm: „Sehr erfreut, Euch zu sehen; werdet Euer Quartier etwas dumpf finden; indessen, wir werden so gesellig zusammen sein, als möglich, so nennen Sie mich, wenn's beliebt, bei meinem gemeinen Namen, Maxim Maximitsch. — Der seinige, nebenbei gesagt, war Gregorii Alexandrowitsch Petchorin. Er war ein schöner, junger Bursche, ich versichere Euch; nur ein wenig sonderbar. Zum Beispiel er ging den ganzen Tag lang in Regen und Kälte auf die Jagd; jeder andere Körper würde halb erfroren und zusammengebrochen sein, er aber nicht im Geringsten. Zu einer andern Zeit saß er in seinem Zimmer und wenn ein Lüftchen blies, erklärte er, er fröre bis auf die Knochen; wenn der Fensterflügel zuklappte, erschrad er und wurde blaß, und doch habe ich ihn denselben selbst zuschmettern sehen, wie ein wilder Ober. O, er hatte sehr sonderbare Gewohnheiten, sicher, und er muß sehr reich gewesen sein, denn Ihr saht niemals so viele kostbare Dinge, als er bei sich hatte. Er blieb ein ganzes Jahr bei mir und ich habe guten Grund, mich dieses Jahres zu erinnern, denn es brachte mir ein hübsch Theil Angst und Sorge; doch, ich will jetzt nicht daran denken.

Ungefähr sechs Werste von dem Fort lebte ein befreundeter Fürst, dessen Sohn, ein fünfzehnjähriger Junge, jeden Tag in der Eigenschaft eines Besuchenden bei uns weilte, bald zu dem Zweck, bald zu einem andern. Petchorin und ich faßten eine große Zuneigung zu ihm. Was für ein scharfer, stinker Kerl war er! Nichts war, was er nicht thun konnte. Er konnte im vollen Gallopp seine Mütze vom Boden aufheben, oder seine Flinte laden und abschließen. Doch er besaß das eine Schlimme — er hatte ein zweifeltes Verlangen nach Geld. Gregorii Alexandrowitsch versprach ihm einmal im Scherz, ihm einen Dukaten zu geben, wenn er ihm den besten Bock aus seines Vaters Heerde stehlen würde — und was glauben Sie? Der junge Spigbube schleppte ihn die nächste Nacht an den Hörnern zu uns. Doch sobald wir im Sinne hatten, einen Poffen mit

ihm zu spielen, wie es dann und wann geschah, so sprühten seine Augen Feuer und seine Hand war im Nu am Dolche. O Achamat, pflegte ich zu ihm zu sagen, Du wirst nimmer ein graues Haupt auf Deinen Schultern tragen, Dein unbezähmbares Temperament wird Dein Ruin sein.

Einst kam der alte Fürst in Person, um uns zu der Hochzeit seiner ältesten Tochter einzuladen und in der That, wir konnten es nicht wohl abschlagen. Als wir in das Dorf einzogen, fiel uns eine Heerde Hunde wüthend bellend an. Die Frauen versteckten sich, sobald sie uns gewahrten und Diejenigen, deren Gesicht wir flüchtig zu Gesicht bekamen, waren nichts weniger als Schönheiten. „Ich hatte eine größere Meinung von den Girkassier Frauen“, sagte Petchorin zu mir. „Nur Geduld“, erwiderte ich lächelnd, und hatte meine Gedanken für mich.

Es war eine schon große Versammlung im Hause des Fürsten zugegen. Wie Ihr wissen werdet, ist es Gebrauch bei den Asiaten, bei solchen Gelegenheiten offenes Haus für Alle, die da kommen, zu haben. Sie empfingen uns mit allen möglichen Zeichen der Achtung und führten uns in die Gaststube; doch zuvor trug ich Sorge, genau zu merken, wohin sie unsere Pferde stellten, im Falle etwas passiren sollte, Ihr wißt!

„Welches sind ihre Hochzeitsgebräuche?“ unterbrach hier der Zuhörer den Kommandanten.

Nichts besonders Merkwürdiges. Zuerst liest der Molah etwas aus dem Koran, dann werden dem jungen Paare und den Verwandten Geschenke gemacht, sie essen, trinken Busa; der Bighitofka beginnt; und es ist immer irgend ein schmutziger Schuft auf einem lahmen Gerippe von Pferd da, die würdige Gesellschaft durch seine grottesten Lustsprünge und seine Späße zu unterhalten. Sogleich, wenn es dunkelt, fängt der Ball an, wenn man es so nennen mag. Ein alter Bettler krakt auf einem dreisaitigen Instrument — ich vergesse immer, wie sie es nennen — die Bursche und Mädcl stehen in zwei Reihen einander gegenüber, schlagen in die Hände und singen. Ein Mädchen und ein junger Mann treten dann in den leeren Raum dazwischen und singen abwechselnd Verse, wie sie ihnen eben in die Köpfe kommen, die übrigen fallen als Chor ein. Petchorin und ich saßen auf dem Ehrenplatz und plötzlich trat unseres Wirthes jüngste Tochter zu meinem Freund und sang ihm — wie soll ich es nennen? — eine Art Kompliment.

„Aber die Worte — die Worte“, unterbrach der junge Mann wieder den Erzähler, „Sie werden sich doch ihrer erinnern?“

„O ja“, sagte der Kapitän, „sie waren, glaube ich, ungefähr des Inhaltes: „Schön, in Wahrheit sind unsere Länzer und ihre Kastans sind geschmückt mit Silber, aber schöner ist der junge russische Offizier und seine Tressen sind von Gold. Er steht unter ihnen wie ein Pappelbaum, allein es ist nicht seine Bestimmung, in unserm Garten zu wachsen und zu blühen.“

Petchorin erhob und verbeugte sich, seine Hand an Stirn und Brust legend, und forderte mich auf, für ihn zu antworten. Ich verstand diese Sprache ganz gut und verdollmetschte seine Antwort.

Als das Mädchen uns verlassen hatte, flüsterte ich meinem Kameraden zu: „Wohl, was sagt Ihr jetzt? Was haltet Ihr von dem Mädchen?“ — „Reizend!“ rief er aus, „wie ist ihr Name?“ — „Ihr Name ist Bela“, antwortete ich. Und schön war sie in der That, schlank, zart, mit Augen so schwarz als die der Gazellen, sie schien damit in unsere Seele zu blicken. Petchorin, vollkommen bestrickt, verwendete kein Auge von ihr und sie schloß häufig einen verstoßenen Blick unter gagatsfarbenen Augenwimpern hervor, nach ihm. Doch Petchorin war nicht der Einzige, dessen Blicke auf die liebenswürdige Prinzessin gerichtet waren, es gab noch ein Paar Augen in der Ecke des Zimmers, die mit leidenschaftlicher Gluth unablässig auf ihr ruheten. Ich spähte scharf hin und bemerkte meinen alten Bekannten, Kasbitsch. Nun waren die Dinge der Art, müßt Ihr wissen, daß er weder als den Russen ausdrücklich freundlich galt, noch daß das Gegentheil bestimmt behauptet werden konnte. Mancher Verdacht lag gegen ihn vor, ob schon nichts Gewisses ausgesagt werden konnte. Es geschah oft, daß er uns Schafe in das Fort brachte und sie zu einem niedrigen Preise anbot, allein er wollte niemals handeln; was immer er zuerst forderte, wir mußten es geben, denn er würde sich eher den Kopf abhacken lassen, als einen Kopeken nachgelassen haben. Man flüsterte, er wäre im Verkehr mit den Abreken, jenseits des Kuban, betroffen worden und, die Wahrheit zu sagen, er hatte ganz das Aussehen eines Räubers: etwas dürr, gut gebaut, breitschultrig und so unbändig, als eine wilde Katze. Sein Tartarenkittel, Beschmet nennen sie ihn, war stets zerrissen und gestickt, aber seine Waffen blank und mit Silber verziert, und dann sein Pferd! es war berühmt in der ganzen Kabardei und ein besseres konnte sicher nicht gefunden werden. Nicht ohne Grund beneideten ihn alle Marodeure um den Besitz eines solchen Thieres und mehr als ein Versuch wurde gemacht, es ihm zu stehlen, aber niemals mit Erfolg. Ich sehe es noch jetzt, das Pferd, so deutlich, als stände es vor mir, schwarz wie Pech, seine Glieder schlank und fest wie Stahl, seine Augen gleich Bela's; und dann das Wichtigste, es legte seine volle fünfzig Werste zurück und zwar im vollen Laufe; und war so lenkbar, daß es seinem Herrn folgte, wie ein Hund. Ach! ich wußte wohl, was er sagte! Oft hand er es gar nicht an. Kurz und gut, es war das richtige Urbild eines Räuberpferdes.

Kasbitsch war diesen Abend mürrischer als sonst und ich bemerkte, daß er einen Panzer unter dem Beschmet trug. Für nichts und wieder nichts trägt er das Panzerhemd nicht, dachte ich, er hat etwas im Sinn, gewiß!

Im Zimmer ging es sehr rege zu und ich wanderte vor die Thüre, um frische Luft zu schöpfen. Die Nacht hatte sich auf die Berge gelagert und die Nebel stiegen aus

den Gründen empor. Mir kam der Gedanke, in den Schuppen zu gehen, wo unsere Pferde standen, um nachzusehen, ob sie Futter hatten. Ich hatte ein vorzügliches Ross mit und mehr als ein Kabardane hatte mit verlangendem Blick schon darnach geschickt; so dachte ich, ein wenig Vorsicht könnte nicht schaden, auf alle Fälle nicht.

Als ich an der breitteren Wand hintappte, hörte ich plötzlich Stimmen. Die eine derselben erkannte ich sogleich als die des jungen Asamat, unseres Wirthes Sohn; die andere Person sprach wenig und mit einem leiseren Tone. Was machen sie da? dachte ich; es ist doch nicht wegen meines Pferdes? Hiermit duckte ich mich an der Wand, entschlossen, mir kein Wort entgehen zu lassen, allein der Lärm des Gesanges und Gesinges außerhalb der Thüre verschlang dann und wann einen Theil des Gespräches, das mich so sehr interessirte.

„Du hast ein herrliches Pferd“, sagte Asamat. „Wäre ich hier Herr und hätte eine Heerde von dreihundert Stuten, ich würde freiwillig die Hälfte für deinen Renner geben, Kasbitsch.“

Aha, Kasbitsch, sagte ich zu mir selbst und ich dachte an das Panzerhemd.

„Ach“, erwiderte Kasbitsch nach momentanem Schweigen, „es hat nichts seines Gleichen in der ganzen Kabardei. Einmal — es war jenseits des Terek — ritt ich mit den Abreken aus, um russische Pferdeheerden aufzubringen. Der Versuch schlug fehl und wir zerstreuten uns, der eine dahin, der andere dorthin. Vier Kosaken waren hinter mir. Ich konnte das Rufen der Schufte dicht hinter mir hören und vor mir war ein dicker Wald. Ich bog mich nieder im Sattel, befahl meine Seele Allah und zum ersten Male in meinem Leben gab ich meinem Pferde die Hacken. Es flog wie ein Vogel durch die Zweige, meine Beinkleider wurden in Fetzen gerissen und die Aeste schlugen mir in's Gesicht. Mein Ross sprang über die Baumstümpfe und theilte das dicke Unterholz mit der Brust. Insofern es mich betraf, hätte ich besser gethan, mein Pferd in dem Gehölze laufen zu lassen und mich im Walde zu verstecken, aber ich konnte mich nicht von ihm trennen und der Prophet belohnte mich. Einige Kugeln pfliffen über meinem Kopfe und meine Verfolger waren dicht hinter mir. Plötzlich gähnte ein tiefer Abgrund vor mir, mein Renner nahm einen Anlauf und setzte über. Seine Hinterfüße glitten aus und er hing mit den Vorderfüßen. Ich ließ den Zügel los und mich selbst in die Tiefe gleiten. Das rettete ihn, er konnte wieder Fuß fassen. Die Kosaken sahen die ganze Affaire mit an, doch keiner dachte daran, mich zu untersuchen. Sie glaubten ohne Zweifel, ich hätte den Hals gebrochen und ich hörte sie meinem Pferde nachsetzen, um es zu fangen. Das Blut kochte mir in der Brust. Ich froh durch das lange Gras am Boden dem Kanal entlang und sah mich um; der Wald war hier zu Ende und einige der Kosaken ritten gerade in's offene Feld und ich sah meinen Karegos ihnen gerade entgegenlaufen; die ganze Horde machte sich mit einem Geschrei an

ihn heran, er lehrte um; sie folgten ihm eine lange, lange Zeit, und einer war ihm zwei Mal so nahe, um die Schlinge ihm über den Hals zu werfen. Ich zitterte am ganzen Leibe, schloß meine Augen und begann zu beten. Einige Augenblicke später öffnete ich sie wieder und sah — dort ging mein Karegos, den Schweif ausgestreckt, fliehend wie der Wind und die Kosaken auf ihren Schindermähren verschwanden gegen die Steppen hin. Bei Allah! Jedes Wort, das ich sage, ist die Wahrheit, die echte Wahrheit. Ich blieb in dem Grunde bis spät in die Nacht. Mit einem Male — denke dir, Asamat! — hörte ich ein Pferd den Damm entlang laufen, schnaubend, wiebernd und den Boden scharrend. Ich erkannte die Stimme meines Karegos und in der That war es mein treuer Kamerad! Seit jener Zeit sind wir unzertrennlich.“

Und ich konnte hören, wie er den Hals patschte und strich und ihn bei allen Schmeichelnamen rief, die er erdenken konnte.

„Wenn ich eine Heerde von tausend Stuten hätte“, rief Asamat, „ich würde sie alle hingeben für deinen Karegos.“

„Hinreichend, aber ich würde ihn dafür nicht lassen“, sagte Kasbitsch mit Gleichgültigkeit.

„Höre doch, Kasbitsch“, sagte Asamat schmeichelnd. „Du bist ein guter Bursche, du bist ein tüchtiger Jäger; mein Vater, siehst du, fürchtet die Russen und will mich nicht in die Berge gehen lassen; nun gib mir dein Pferd und ich will Alles thun, was du verlangst. Ich will meines Vaters beste Hinte stehlen, seinen besten Säbel — Alles, was du willst. Sein Chashka ist eine echte Klinge, halte sie nur in deiner Hand und die Schneide dringt von selbst in's Fleisch, und sein Panzer ist fest wie Stahl.“

Kasbitsch antwortete nicht.

„Als ich zum ersten Male dein Pferd sah“, fuhr Asamat fort, „als es unter dir tanzte und mit weiten Müstern hinweg-eilte, die Steine gaben Feuer unter seinen Hufen, da drängte sich Etwas in meine Seele, ich weiß nicht was, und von dem Augenblick an konnte ich den Anblick eines andern nicht ertragen. Ich verachtete meines Vaters beste und flüchtigste Stute; ich würde mich geschämt haben, wenn ich auf dem Rücken einer derselben gesehen worden wäre. Ich war ganz von Kummer niedergedrückt und wollte vor Schmerz vergehend mein Leblang auf einem Felsen sitzen und stets hatte ich dein schwarzes Pferd vor Augen, mit seinem festen Schritt, dem Rücken glatt und gerade wie ein Pfeil und mit seinen hellen Augen, die in die meinigen blickten, als wollten sie mit mir sprechen. Ich sterbe, Kasbitsch, wenn du mir es nicht lässest.“

Asamat's Stimme bebte und mir war, als hörte ich ihn weinen. Nun muß ich Euch sagen, Asamat war ein äußerst harter und wilder Kerl, von dem keine Thräne zu erzwingen war, als etwa da er noch Säugling. Ein verächtliches Lachen war die Antwort auf seine Thränen.

(Schluß folgt.)

## Verschiedenes.

**Eine slavische Kolonie in Neapel.** Aus Neapel wird geschrieben: Es ist allbekannt, daß griechische und albanesische Kolonien ihren Wohnsitz seit Jahrhunderten im Königreiche Neapel haben. Erstere größtentheils in Calabrien und letztere in der Capitanata. Doch die einen sowohl als die andern haben die Sprache und die Sitten ihres Heimatlandes schon längst aufgegeben und unterscheiden sich daher nur noch in ihrer eigenthümlichen, zugleich aber auch sehr kleidsamen Tracht. Nicht minder ist es offenkundig, daß die Stadt Lucera einst ausschließlich von mehr als 30 000 Saracenen bewohnt war, die für treue Anhänger der schwäbischen Beherrscher des Königreiches galten und sich ihrer ganz außerordentlichen Begünstigung zu erfreuen hatten. Unter der Herrschaft späterer Dynastien kehrten die Saracenen indessen größtentheils wieder nach Afrika zurück oder verschwanden spurlos unter dem Drucke der Verfolgungen oder des Bekehrungseifers, so daß die Bauart einiger ältern Kirchen höchstens noch ursprüngliche Moscheen vermuthen läßt. Minder bekannt ist es jedenfalls, obgleich in ethnographischer Beziehung merkwürdig, daß vielleicht seit mehr als einem halben Jahrtausend eine slavische Kolonie in der Provinz Molise, 15 Miglien vom adriatischen Meere entfernt, besteht. Sie macht etwa 3000 Seelen aus und bewohnt die Ortschaft Wodajva, die den italienischen Namen Acquaviva führt. Ihre Sprache hat die größte Ähnlichkeit mit der kroatischen Mundart, doch spricht der gebildete Theil auch italienisch, und zwar besser und wohlklingender, als man dies in der Umgegend zu vernehmen gewohnt ist. Der Elementarunterricht in der Ortschaftschule ist slavisch, und slavisch wird auch von den Geistlichen, die in der Regel ihren theologischen Unterricht im Priester-Seminar von Termoli erhalten, gepredigt. Auffallen muß es übrigens, daß dieser südlichste Ausläufer des slavischen Elementes nicht nur der Zivilisation seines ursprünglichen Heimatlandes weit voran ist, sondern auch eine viel höhere Bildungsstufe als die umliegenden Ortschaften behauptet.

**Das Badewesen im Mittelalter.** In der jüngsten Sitzung der philosophisch-historischen Klasse der Wiener Akademie der Wissenschaften las das korrespondirende Mitglied Herr Georg Zappert, über das Badewesen des Mittelalters und der späteren Zeit, mit der Bemerkung, daß das Badewesen in Wien im 15. Jahrhundert auf eine äußerst unanständige, der öffentlichen Sittlichkeit Hohn sprechende Weise gehandhabt wurde; auf eine Verordnung des Stadtmagistrates hin, mußten daher die Bader (Inhaber der Badestuben) ihren Gästen Quaften (Badequaften) verabreichen. Aus diesem Anlasse pflegten auch die deutschen Maler des Mittelalters beim Sündenfalle solche Badequaften anzuwenden, während sich die italienischen Maler des Feigenblattes bedienten. Da die Wiener bis in das 16. Jahrhundert Vollbärte trugen, und nach dem Bade Kopf und Bart geschoren wurde, so erhielten die Bader auch den Namen Bartscherer, und theilten sich später in zwei Genossenschaften. Zum Scheren bediente man sich der gewöhnlichen, in Wirtshäusern noch üblichen Schafscheren. Die jetzt

im Gebrauche stehende Schere mit zwei Handhaben ist eine Erfindung der Benediktiner-Mönche, deren Laienbrüder in den Klöstern und später auch außer denselben das „Scheren“ auf eine sehr handsame Weise vollzogen, weshalb sie mit den zünftigen Badern in arge Streithändel verwickelt wurden. Im 16. Jahrhundert gab es in Wien noch 11 öffentliche Schwitzstuben in der innern Stadt und überdies in jedem größern Hause eine Privatschwitzstube. Die Schwitzstube war der „Salon“ des Hauses. Zahlreiche Stiftungen zu Bädern für Arme wurden damals schon legirt. Baden zählte zu den drei Fröhlichkeiten des Lebens, und es gab damals ein Sprichwort:

„Willst Du fröhlich sein für einen Tag, so nimm ein Bad,  
Willst Du fröhlich sein für einen Monat, so schlacht' ein Schwein,  
Und willst Du fröhlich sein für ein Jahr, so nimm ein Weib.“

**Photographirte Mondlandschaften.** Mit vielem Erfolg ist man auf der Sternwarte zu Rom unter der Leitung des Direktors P. Secchi bemüht, photographische Darstellungen einzelner Landschaften des Mondes auf Papier in großem Maßstabe zu liefern. Man hat zwar seit längerer Zeit Daguerreotypen der Mondfläche, namentlich in England, angefertigt; allein von viel mehr Interesse sind die Photographien des Mondes der römischen Sternwarte, weil sich in Rom zur Ausführung solcher Bilder zweierlei bietet: ein heiterer, klarer, wenig getrübler Himmel und ein ausgezeichnetes Instrument. Das Interessanteste dieser Lichtbilder liegt aber darin, daß sie einzelne Parthien des Mondes darstellen. Das „Philosophical Magazine“ enthält vom Direktor Secchi eine Mittheilung und zugleich eine genaue, in's Detail gehende Zeichnung eines Mondgebirges, „Copernicus.“ Es wurden wegen der Größe dieser Mondlandschaft, die sich in einer Nacht nicht vollständig aufnehmen läßt, sechs Monate auf die Arbeit verwandt, da alle günstigen Mondstellungen wieder abgewartet werden mußten, um den in der ersten Nacht aufgenommenen allgemeinen Umriß an anderen Abenden auszuführen und das allmählig ausgeführte mit dem Monde in derselben Phase zu vergleichen.

**Eine neue Erfindung.** Einer der Vielen, welche an der Erfindung des „Perpetuum mobile“ arbeiten, und über ihren gutem Gelde dabei den Verstand verlieren, droht der Glückliche zu werden, dem die Lösung des Räthfels gelingt. Die „Bairänter Zeitung“ nämlich kündigt mit Pathos an, ihrem Mitbürger Josef Philipp Heinrich Amos sei es nach vieljährigen Kombinationen, Versuchen und Berechnungen geglückt, eine neue Maschine zu erfinden, welche die Dampfkraft wirklich ersetzt und aus dem Felde schlägt. Also eine völlige Ummwälzung aller Maschinenverhältnisse. Die neue Erfindung besteht in der Konstruktion eines mechanischen Rades, durch welches ohne alle Mitwirkung von Luft, Feuer und Wasser, je nach dem Umfang und der Schwere desselben jede beliebige Kraft entwickelt werden kann. (?) Das Rad bleibt in fortwährender Selbstbewegung und übt z. B. bei einer Größe von 10 Fuß Durchmesser und bei einem Gewichte von 180 Ztr. einen Druck von 30 Ztr. auf einen beliebigen Punkt aus. Ein Rad von 10 Fuß Durchmesser nimmt eine Breite von 6 Fuß in Anspruch; ein Rad von 60 Ztr. Kraftäußerung eine Breite von 8 Fuß, eines von 120 Ztr. Kraftäußerung eine Breite von 9 Fuß. Wenn diese Mittheilung der „Bair. Ztg.“ nicht Humbug ist, so wäre die Welt an der Schwelle einer neuen Aera, deren Parole lautet: „Kein Dampf!“